

Oskar Coeſter

Mit 8 Abbildung | Von WILLI WOLFRADT

Ob der Maler Oskar Coeſter nun Expreſſionist iſt, das vermag ich nicht zu ſagen. Bei den meiſten, die einem heutzutage begegnen, weiß man gleich, das ſind Expreſſionisten. Es ſpringt einfach in die Augen; aber wie oft bleibt es bei der neumodiſchen Attitüde, hinter der keine Leidenſchaft ſichtbar wird. Die Formen ſind fanatiſch friſiert, die Palette ſchreit zügellos, und im Grunde iſt es dann doch nur eine andere Art von Konzilianz. Coeſter hat ſich nicht hineinziehen laſſen in das äußere Gehabe der vielen Talente, die aus den Eroberungen des modernen Genies Manier ſchlügen. Man wird ihn nur achten können dafür, daß er ſich nicht mit einem leichtfertigen Ruck von der Tradition loſgemacht, ſondern ſich aus Eigenem entwickelt hat, mag ſich dieſes auch ſehr deutlich aus dem Erbgut früherer Generationen nähren. Hat ſich Coeſter auch nie als formſchöpferiſche Potenz, als Erſchließer neuer Vorſtellungsbezirke gezeigt, iſt ſein Weg auch der eines Sammelnden, ſo trägt doch ſein ganzes Schaffen (und mehr als das ſo vieler Neutöner) eigenes Geſicht, nicht etwa nur vermöge einer perſönlichen Handſchrift, die ja ſchließlich jeder hat, ſondern vermöge eines eigenen Temperaments.

Coeſter hat einmal im Banne Böcklinſcher Myſtik geſtanden, dann lockerte ſich ſeine Hand und ging eher dem jüngeren Böcklin verwandte Pfade, ſeine paſtoſe Pinſelführung erinnert an kleine Stücke von Marées, ſein Tempo an Delacroix, ſein Sinn für farbige Mythologie, für bacchantiſche Epiſode an Pouſſin, ſeine ſchaumige Anmut an Fragonard, ſeine Palette an Watteau, ſein landschaftliches Raumempfinden an Claude Lorrain. Aber auch Cézannes flächige Melodik, Liebermanns Zügigkeit, Kokoſchkas Melancholie, Corots differenzierter Geſchmack und noch ſo viel man will, wären unſchwer an ſeinem Werk aufzuzeigen. Und doch iſt es in gar nichts epigonenhaft. Denn alles iſt gebrochen oder durchdunkelt von einer individuellen Stimmung, in die die Vielheit fremder Elemente ſich reſtlos gelöst hat. Alles das iſt wirklich in Coeſter eingegangen, ſcheinbar mit einer Art Verzweiflung von ihm verzehrt worden. Dies Traditionelle war ſchließlich doch nur ſein Material, nicht ſein Ergebnis. Epigone iſt, wer ſich ſelbſt nicht findet. Coeſter, der äußerlich betrachtet, oft in verſchiedener Geſtalt aufgetreten iſt, und dem ſo leicht ein Dutzend Größere nachzuweiſen ſind, von denen er Werte übernommen hat, ringt in allen ſeinen Bildern notvoll mit ſeinem bitteren, einſamen, düſteren Selbſt. Sie haben ſchließlich alle ſchon den ſtoßweiſen Atem, das qualvolle Rubato, die ringende Angſt in ſich, die ſeine letzten Werke nun ganz unverhüllt ausprägen.

Dieſe Angſt funkelt ſchon in jenen heiß flüſternden Mythologien früherer Jahre auf, ſchwebt in dem rauschhaften Leuchten jener ſcheinbar robuſteren Farbenskala mit, um ſpäter immer größere Macht zu bekommen. Die Bildniſſe zeigen bange Menſchen, die ſich ſcheu umwenden, erſchüttert zurückhalten, angehaltenen Atems in ſich hineinlauſchen; die Hände wagen nicht zu faſſen, der Blick geht am Betrachter vorbei, bleich ſchimmern die Geſichter, verſchwimmend faßt mit krankem Glanz zwiſchen dunklem Gewand und dunklem Hintergrund (Abb. 1, 3). Dieſe Menſchen können dem Tag nicht ins Auge ſehen, ſie hören die Qual, ſie hängen beklommen zwiſchen den Stunden. Aber dieſes gleichſam Verſcheuchte, dies müde Fröſteln ſpricht ſich nicht rein mimiſch aus, es iſt vor allem die farbige Haltung, die dieſen Ausdruck einer tiefen Verzagtheit bewirkt. Und ſo iſt es bei jenen Landſchaften, die trotz all ihrer Weiträumigkeit und Tiefe eng und voll